

Eingeborene und Angewurzelte

DAS PHÄNOMEN STADT BILDET SICH ENTSCHEIDEND AUS KOMMUNIKATIVEN VORGÄNGEN. DIE BEHEIMATUNG DER MENSCHEN IN EINER METROPOLE MUSS DURCH PLANVOLLE GESTALTUNG GEFÖRDERT WERDEN. BAUTEN, KULTURANGEBOTE UND FREIZEIT-EINRICHTUNGEN SIND NICHT ZULETZT AUCH BOTSCHAFTEN, WELCHE DIE BEWOHNERINNEN UND BEWOHNER EINLADEN, SICH MIT IHRER STADT ZU IDENTIFIZIEREN. DIE PLANERISCHEN EXPERIMENTE DER RETORTENSTÄDTE BEI PARIS ZEIGEN BESONDERS SCHÖN, WIE URBANE KOMMUNIKATION FUNKTIONIERT.

Rudolf Schilling

Ein dunkelhäutiger junger Mann mit Reiserucksack bat mich kürzlich auf der Tramhaltestelle "Central" in Zürich um Hilfe bei der Bedienung des Fahrkartenautomaten. Im anschliessenden kurzen Gespräch über Woher und Wohin stellte sich heraus, dass er als Pakistani in London aufgewachsen ist und dort auch lebt – daher sein tadelloses Englisch. Als der Tramzug, den zu besteigen ich ihm anriet, in die Station einfuhr, fragte er unvermittelt: "Are you a native?" Ich benötigte zwei Sekunden, bis ich meine Antwort beeinander hatte, und rief ihm ins Tram nach: "Ja, ich zähle zur Minderheit der Eingeborenen, die in dieser Stadt leben."

DAS MOBILE ICH

Die grosse Mehrheit der Einwohner von Zürich und seiner Agglomeration, des sogenannten Millionen-Zürich, sind keine Eingeborenen. Auf diese Stadt trifft die Metropolen-Definition zu. Wie alle Metropolen der Welt ist sie nicht gross und riesig geworden, weil die Einheimischen sich rasend vermehrt hätten, sondern durch Zuwanderung. Sehr schön kam dies zum Ausdruck an einer Wahlmonster- und Sondersendung einer Lokalradiostation im Jahre 1990. Rund 500 Kandidatinnen und Kandidaten, die sich um einen Sitz im 125-köpfigen Stadtparlament bewarben, palavernten einen Tag lang. Zu hören waren dabei alle Deutschschweizer Dialekte durcheinander, wirklich alle, und nur minderheitlich das klassische Zürichdeutsch. Ein Ergebnis jener Wahl war im übrigen, dass ein gebürtiger Luzerner zum Stadtpräsidenten gewählt wurde, wobei im Wahlkampf seine Herkunft kein Thema abgab. Das Kandidatenfeld jener Wahl repräsentierte das Einwanderer-Zürich. Die meisten Metropoliten sind ursprünglich woanders verwurzelt, haben aber am Zuwanderungsort neue Wurzeln geschlagen. Bei der Wahlveranstaltung dokumentierten sie dies erstens damit, dass sie sich zur Übernahme politischer Verantwortung bereit erklärten und zweitens dadurch, dass sie sich zu lokalpolitischen Angelegenheiten in der Regel engagiert und kompetent äusserten. Eine Illustration zum Thema *melting pot*.

Definition der Metropole: die Mehrheit der Einwohner sind keine Eingeborenen

Die Normalsituation des Metropolenbewohners ist die einer doppelten Bindung, zweifachen Beheimatung oder geteilten Identität. Man denke an die Basler in Zürich, die zwanghaft zur Fasnacht nach Basel fahren, sich aber trotzdem in Zürich heimisch fühlen. Man denke an die Rätoromanen in Zürich, die ihr Rätoromanisch sorgsam weiterpflegen, ihre in Zürich geborenen Kinder zum Erlernen dieser Sprache anhalten, wenn nicht zwingen, im übrigen aber voll integriert sind und sogar – ich kenne ein solches Beispiel – akzentfrei Zürichdeutsch sprechen, neben Rätoromanisch und dem charakteristischen Bündnerdeutsch. Ich erinnere mich gut an einen verstorbenen Freund, der in Zürich in der Stadtpolitik hoch engagiert war und hier Zürichdeutsch redete. Am Telefon mit seinen Eltern sprach er in der Zimmerecke blütenreinen Walliser Dialekt. Das Phänomen der Doppelverwurzelung kann sich gerade bei Einwanderern aus anderen Ländern in die zweite und dritte Generation übertragen. Die Enkel italienischer Einwanderer zur Jahrhundertwende empfinden in der Regel nach wie vor eine Bindung an den Herkunftsort der Grosseltern, sind aber im übrigen voll in Zürich sozialisiert und integriert.

Soweit ist dies die Schilderung einer positiven Normalsituation der Metropolen. Oft genug kommt eine Doppelverwurzelung jedoch nicht zustande. Wir wissen von den Vorstädten oder Stadtteilen der Entwurzelten in allen Metropolen der Welt. Die Zugewanderten bleiben fremd, geraten in die Spirale von Verelendung, Ausgestossensein, Heimweh, eventuell Aggressionen und weiterer Verelendung. Die Nachrichten von sozialen Unruhen in Grossstadttagglomerationen reisen nicht ab, und solange die Metropolitanisierung der Welt fortschreitet – und sie wird fortschreiten – entstehen immer neue Spannungen mit dem Potential der Entladung.

DIE INHALTE DER IDENTITÄT

Zwischendurch ist der Frage nachzugehen, was eigentlich den Inhalt einer Bindung des Individuums an einen Lebensraum ausmacht. Es ist die Frage nach dem Gehalt des Begriffs "Heimat". Die progressive Heimat-Theorie definiert gerade im Blick auf die Stadtgesellschaften Verwurzelung, Identitätsbildung usw. nach soziologischen Kategorien. Zu Hause bin ich dort, wo ich mein soziales Umfeld habe: Familie, Freunde, Kollegen, Gleichgesinnte, meine sozialen Bezüge, die aus der beruflichen Tätigkeit wachsen. Das soziale Netz ist in der Grossstadt in der Regel räumlich verzettelt. Das heisst: Die Bezugspersonen meines sozialen Netzes leben und wirken an verstreuten und zufälligen Punkten der Grossstadtopografie. Kommunikationsinstrumente wie Telefon, Post, Verkehrsmittel sichern den Zusammenhalt des Netzes.

Dazu kommt, dass der mobile Grossstadtmensch, auch wenn er sesshaft ist, seinen Lebens- und Wirkungsort also nicht oder vielleicht nur einmal im Leben wechselt, in der Regel auch "Aussenbeziehungen" zu Menschen in anderen Städten, Ländern, sogar Kontinenten pflegt, sein soziales Netz unter Umständen sehr weit spannt, aktiv erhält und mit Lebensenergie alimentiert. In diesem Zusammenhang kommt wieder das Phänomen der Doppel- oder sogar Mehrfachverwurzelung ins Spiel. Der metropolitane Mensch hält soziale Bindungen zu seinem Herkunftsort aufrecht, aber auch zu Orten, in denen er sich im Laufe seiner Biografie aus Gründen der Ausbildung, der beruflichen Entwicklung oder auch von Liebesgeschichten für einige Zeit aufgehalten hat. Und er versucht, muss versuchen, die weitgespannten sozialen Bindungen mit denen im näheren Raum zu integrieren, bzw. die verschiedenen Netze, in die er sich einspannt und in denen er sich im guten Falle wohl fühlt, zu koordinieren.

Die Identifikation mit einem Lebensraum hat aber auch einen vordergründigen und praktischen Aspekt. Die simple Vertrautheit mit der Umgebung verwurzelt, weil sie auch Sicherheit schafft. Ich weiss, wo was ist, wie's funktioniert, wieweit der Weg von da nach dort ist, wo ich was beschaffen

Zuwanderer leben im günstigen Fall mit doppelter Verwurzelung und geteilter Identität

Eine progressive Theorie definiert Heimat durch soziale Bezüge

Grossstadtmenschen leben in weitgespannten Beziehungsnetzen

Akzent: Lokale Öffentlichkeit

kann usw. Ich bin nicht fremd, brauche nicht mit Stadtplan herumzulaufen, kenne meine Trampelpfade, aber auch die Regeln und Strukturen der sozialen Organisation.

Hinzu kommt in diesem Zusammenhang, was "Standortqualität" genannt wird: Die Qualität des Arbeitsplatzes, die Qualität der Wohnung haben prioritäres Gewicht. Viel Bedeutung hat aber auch die Stadtausrüstung, der Komfort: die Einkaufsmöglichkeiten, die Möglichkeiten der Naherholung und der Freizeitbeschäftigung von Sport bis Veranstaltungskultur. Ein wichtiger Faktor der Standortqualität ist der Erwartungshorizont, den eine Metropole eröffnet, in ihm liegt in der Regel sogar der Zuwanderungsgrund. Die hochdifferenzierte Wirtschaft einer Metropole eröffnet Chancen, nämlich berufliche Entwicklung. Zur Attraktion der Grossstadt zählt ein differenziertes Bildungswesen und ein breit gefächertes Kulturangebot. Das Wissen darum ist wichtiger als die effektive Nutzung. Diese Kenntnis sowie die gelegentliche aktive Teilnahme – es genügt auch die indirekte Beteiligung über Medien – schafft Bindung. Frankfurt am Main zum Beispiel hat sich mit einer gezielten Bildungs- und Kulturpolitik in der Nachkriegszeit zu einer für Zuwanderer attraktiven Stadt gemacht und sich den Ruf erworben, dass dort gut zu leben sei.

Der dritte Bindung und Identität schaffende Faktor ist derjenige der Anmutung einer Stadt: ihr Bild, ihre Unverwechselbarkeit, ihre in Stein erstarrte Geschichtlichkeit. Ein Stück Identifikation vollzieht sich über das Stadtbild, wobei die Bewegungen im Bild, der "Stadtbetrieb", einbezogen sind. Die Bindung an eine "schöne Stadt" gelingt leichter als an eine verblasene. Der Stadtraum kann die Rolle der frohen Kulisse in einer festlichen Stunde und der tröstlichen in einer schweren spielen. Vom Anblick der Stadt von der Quaibrücke aus haben die Zürcherin und der Zürcher zwar nicht gelebt. Die schöne Aussicht nutzt sich ab. Trotzdem hat die Anmutungsqualität einer Stadt einige Bedeutung für die Identifikation des Individuums mit "seiner" Stadt, vor allem hinsichtlich der Ausstrahlung von Geschichtlichkeit durch Gebäude verschiedenen Alters, durch Baudenkmäler und Monumente.

Schon im Laufe der Agglomerationsbildung in den sechziger und siebziger Jahren waren zum Beispiel in der Region Zürich die Versuche zahlreich, eine lokale Identität aufzubauen, oder genauer: den Zuzüglern in die Grosswohnsiedlungen eine Anwurzelung zu ermöglichen. Die Versuche gingen von der Gründung lokaler Gemüse- und Flohmärkte über die Einrichtung von "Bürgerfrühstücken" an Abstimmungssonntagen bis zur Aufpflege der meist eher spärlichen lokalen Baudenkmäler in den Agglomerationsgemeinden. Allerorten kamen Bemühungen in Gang, lokale Kulturveranstaltungen zu animieren, von Sport- bis Konzertanlässen, wobei der Gedanke stets stärker war, die Möglichkeiten des Sichttreffens und Sichkennens zu vermehren, als die Absicht, dem zentralstädtischen Kulturangebot Konkurrenz zu machen. In einzelnen der anonymen Wohnsiedlungen versuchten sich die Liegenschaftsverwaltungen in sozialer Animation über Selbstverwaltungsmodelle, welche die Bewohner zur Beratung von Heizkostenabrechnungen, Regeln der Haustierhaltung, Spielplatzgestaltungen etc. zusammenführten. In anderen Fällen wurden sogar bauliche Erneuerungsmassnahmen zum Instrument der sozialen Animation gemacht, nämlich zum Werkzeug der Förderung von Interaktionen zwischen den aus verschiedenen Landes- und Weltgegenden zugewanderten Bewohnern. Alles übrigens mit einigem Erfolg. Ein besonders leuchtendes Beispiel hierzulande war die "Schwamendinger Bewegung", wie ich sie nennen möchte. Auf private Initiative gelang es, in der Vorstadt ein Selbstbewusstsein zu erzeugen. Mittel waren zum Beispiel Führungen, die nicht nur verborgene Perlen anpeilten, sondern die Sensationen des Gewöhnlichen aufdecken, dem Alltag und Betongrau Reize abgewinnen wollten. Dazu kamen die Gründung eines Buchladens und Orts für kulturelle Veranstaltungen, die Herausgabe von Postkar-

Praktische Vertrautheit und Standortqualität sind entscheidend für die Identifikation mit einem Lebensraum

Das Wissen um Möglichkeiten ist wichtiger als deren effektive Nutzung

Stadtbild und Geschichtlichkeit machen die Anmutungsqualität aus

Anwurzelung von Zuzüglern verläuft in der Agglomeration Zürich seit 30 Jahren erfolgreich

tenserien mit "gewöhnlichen" Sujets in leicht ironisierender Beleuchtung. Auch dies Versuche mit positiven Ergebnissen.

In grossem Stil war soziale Animation in den Grosswohnsiedlungen Deutschlands und Schwedens angesagt, zum Beispiel im Märkischen Viertel in Berlin oder in der "Neuen Vahr" in Bremen, aber auch in den gigantischen HLM-Komplexen Frankreichs. Über den Aufbau von Jugend- und Alterstreffs, von Sozialberatungsstellen sowie Veranstaltungsangeboten jeglichen Typs wurde die Lebensqualität in diesen Wohnwüsten durchaus angehoben und die Anbindung der Bewohner an ihren Lebensraum verbessert. Die soziale Nachbesserung ging oft einher mit baulicher Aufwertung der Häuser selbst wie auch der Grünräume, wobei in manchen Fällen eine "Individualisierung" der ursprünglich monotonen Grossbauten Ziel war.

Dieser Typus von identitätsstiftenden Massnahmen bezieht sich auf den lokalen Raum, in der Regel den Wohnort des Metropolenbewohners, das Quartier, die Wohngemeinde. Dabei zeigt sich eine weitere Gespaltenheit in der Identifikation des Metropolen-Ichs. Die Doppelbindung an Herkunftsort und Zuwanderungsort wird überlagert von einer zweiten Doppelbindung an einen lokalen Raum einerseits und den städtischen Grossraum andererseits – wieder im guten Fall, in dem die Bindungen zustandekommen. Die Identifikationsinhalte an den Grossraum sind dabei andere als die an den lokalen Raum. Sie bestehen wie erwähnt aus den Standortqualitäten, die der Grossraum anbietet, und sie werden repräsentiert von einem in der Regel historischen Stadtkern mit einer bestimmten Kulisse, mit Monumentalbauten und einer charakteristischen Szenerie. Zum Beispiel: Der Agglomerationsbewohner in Greifensee oder Wädenswil bei Zürich hat im besten Fall zu Greifensee und Wädenswil, wo er als Zuwanderer aus einer anderen Landesgegend "zufällig" Wohnsitz gefunden hat, eine Bindung entwickelt; gleichzeitig aber empfindet er sich "Zürich" zugehörig mit seinem Aktivitätsangebot, repräsentiert vom physischen Zürcher Stadtkern mit Altstadt, Bahnhofstrasse, Seeufer.

Nicht von ungefähr wurden darum in vielen kriegszerstörten Städten Europas die Zentren wieder als Altstädte und Identifikationsbilder rekonstruiert, von Warschau und Coventry bis Livorno. Ein vieldiskutierter Fall war der Wiederaufbau von Freudenstadt im Nord-Schwarzwald 1945–1954. Zu den berühmtesten Beispielen zählen die Rekonstruktion der sogenannten Römerberg-Ostzeile am Platz namens "Römer" in Frankfurt am Main und der Wiederaufbau des Nikolai-Viertels in Berlin-Ost, damals noch Hauptstadt der DDR. Die Wiederherstellung solcher Traditionsinseln in der Metropole verfolgte und verfolgt überall das selbe Ziel: Identifikation über Geschichtlichkeit zu erzeugen. Die Geschichte einer Stadt ist in ihrem historischen Kern kristallisiert. Der zugewanderte Metropolit erfährt über den Anblick des historischen Monuments die geschichtliche Wurzel und kann gleichsam an sie andocken. Die Frankfurterin und der Frankfurter leben an einem unverwechselbaren Ort, auch wenn sie in der Vorstadt im Wohnblock hausen und vielleicht den "Römer" nur ganz selten aufsuchen, zum Beispiel wenn sie Gästen aus der Ferne "ihre Stadt" zeigen wollen. Sie haben den Römerberg als Identifikationsbild im Kopf.

INSZENIERTE STÄDTE

Am weitesten gehen meines Wissens die Bemühungen um Identitätsstiftung in den neuen Städten rund um Paris. Hier wird mit allen Instrumenten gespielt. Das Projekt, rund um Paris einen Kranz von eigenständigen neuen Städten mit je rund einer halben Million Einwohnern aufzubauen, hat nunmehr eine dreissigjährige eigene Geschichte, in der mit Beharrlichkeit die deklarierten Ziele verfolgt und die Mittel laufend verfeinert wurden. Die Ausgangslage ist dabei für unser Thema eine zugespitzte. Weil es um neue Städte geht, existieren per Definition keine Eingeborenen. Es gibt

Zweite Doppelbindung der Zuwanderer: an lokalen Klein- und an städtischen Grossraum

Rekonstruktion von Traditionsinseln dient der Identifikation durch Geschichtlichkeit

Akzent: Lokale Öffentlichkeit

nur Zuwanderer, und die sollen anwurzeln, innerhalb kurzer Zeit eine Identifikation mit ihrer Stadt entwickeln können. Die Direktorin der Kommunikationsabteilung des für die neuen Städte zuständigen Ministeriums bringt es auf eine einfache Formel: "Wenn Sie heute an der Côte d'Azur Ihren Zeltcamping, der in der neuen Stadt Evry lebt, fragen, wo er wohne, wird er wahrscheinlich noch sagen: 'In Evry bei Paris'. Unser Ziel ist, dass er 'bei Paris' weglässt. Und die Bewohnerin von St. Quentin-en-Yvelines wird vermutlich noch sagen: In St. Quentin bei Versailles. Unser Ziel ist, dass der historische Bezugsort Versailles entfallen kann, weil St. Quentin selber einer ist." Nun ist aber St. Quentin eine Retortenstadt ohne Geschichte mit inzwischen 300'000 Einwohnern. Was haben die Städtebauer getan, um aus St. Quentin eine Stadt zu machen, die so bald wie möglich die Nähe von Versailles aushält und sogar die Konkurrenz zu Paris? Der Katalog der Gedanken und Taten beginnt bei strukturellen Überlegungen: Die neue Stadt soll eine vollausgerüstete, "komplette" Stadt sein, nicht etwa eine Schlafstadt, also eine Stadt mit einem breiten Arbeitsplatzangebot (ein Arbeitsplatz auf zwei Wohnplätze), einem differenzierten Bildungs- und Kulturangebot mit Universität und Theater. Dazu soll eine Wohn- und Umgebungsqualität erzeugt werden, die diejenige des vollgestopften Paris übertrifft. Werbeslogan: "La ville au naturel". Parks, Golfplätze, Sportanlagen, Gewässer, teils künstlich angelegte, füllen den Slogan mit Inhalt. Die Stadt hat aber auch bereits einen "historischen Kern" erhalten mit monumentalen Gebäuden und einer "intimen Altstadt" der kleinen Geschäfte und Bistros, mit Promenaden an Gewässern und Kanälen. Errichtet wurde bewusst eine Geschichtsinzenierung an einem Ort, wo vor fünfzehn Jahren noch Wiese war. Der Stadtkern tut so, als wäre er über etwa zwei Jahrhunderte gewachsen. Die Urbanisten machten den gleichzeitig planenden und bauenden Architekten Vorschriften bezüglich der geschichtlichen Anmutung der einzelnen Gebäude. Brüche und Gegensätze wurden programmiert, als wäre durch die Zeit abgebrochen und neugebaut, umgebaut und geflickt worden – manchmal auch ungeschickt oder sogar grob. Dieses Stadt-Theater findet auf engem Raum statt. Das Vollgestopfte von Paris wird (in Vermeidung einiger nachteiliger Nebenerscheinungen wie Übermass an Lärm und Abgasen) nachgeahmt und auch entsprechend mit Sonnenschirmen, Werbeanschriften, Brasseriegestühl möbliert. Ja, es soll auch hier Menschengewühl geben als Zeichen der hohen Interaktionsdichte, die Stadt ausmacht.

In der Wahl der Mittel zur Identitätsstiftung gingen die Planer von Cergy-Pontoise im Nordwesten von Paris teilweise noch weiter. Da entstand zum Beispiel das Quartier Cergy-Port, bestellt bei den Port-Grimaud-Architekten Spoerry: Die fast perfekte, nur noch etwas zu saubere Neuschöpfung einer mittelfranzösischen Kleinstadt, wo sich wieder Autos, Hunde und Hühner auf der Strasse treffen dürfen und die Garagentore Scheunentoren gleichen. Oder in Cergy-St. Christophe neben der Mischung von Altstadt- und Monumentalarchitektur die imponierend inszenierte Anknüpfung an die grosse Pariser Achse Louvre-Etoile-Défense. "L'axe majeur fait honneur aux habitants" soll Mitterrand bei der Eröffnung der skulpturalen Anlage gesagt haben: Die Zuzüger in die Retortenstadt werden erlebbar an die Geschichte der Grande Nation und ihrer Hauptstadt angebunden. Bei gutem Wetter ist die rund zwanzig Kilometer entfernte Grande Arche de la Défense von Cergys "axe majeur" aus erkennbar und die Fortsetzung bis zur Pyramide im Hof des Louvre imaginierbar. Enracinage. Nachzutragen, dass natürlich auch Cergy-Pontoise wie St. Quentin, Evry und Marne-la-Vallée seine Universität hat – sogar eine Kunstakademie –, seine Firmensitze, seine Theater, Kinos und Ausstellungshallen und einen ganz besonderen Endbahnhof der Schnellbahn RER: Er besteht im wesentlichen aus einer riesigen Uhr, die auch läuft und Zeit anzeigt. Das grösste Zifferblatt Europas ist nicht mehr dasjenige der Kirche St. Peter in Zürich, sondern dasjenige des Bahnhofs Cergy-St. Christophe. Jede Stadt benötigt zu ihrer Selbstidentifi-

Instrumente zur Identifikation in geschichtslosen Retortenstädten: Arbeitsplätze, Bildung, Kultur, Wohn- und Umgebungsqualität, Inszenierte Geschichtlichkeit

Mischung von Altstadt- und Monumentalarchitektur

kation etwas vom Typus "das Grösste, das Älteste, das Kostbarste, das Einzige". Warum übrigens Uhr: der Bürgermeister von Cergy-St.Christophe stammt aus dem französischen Jura, einer Gegend der Uhrmacher. Er hat die Uhr gewollt – Symbol einer Doppelverwurzelung.

Die Absicht ist mit Händen zu greifen. Die Neu- und Wiedererrichtung von "Altstädten" mit schmalen Gassen, mit Boulevards, auf denen wild parkiert wird und die Fussgänger den Autos den Verkehrsraum streitig machen, mit Promenaden, mit Nutzungsüberlagerungen (im Erdgeschoss Geschäfte, darüber Büros, darüber Wohnungen) – alles zu besichtigen zum Beispiel im neuen Quartier Créteil-Port in Créteil wie auch an den genannten Orten – das alles richtet sich gegen die vielbeschworene "Verflüchtigung der Stadt" oder schon beinahe altmodisch gesagt gegen die "Unwirtlichkeit". Das Bemühen geht dahin, die Infrastruktur für soziale Interaktionen bereitzustellen, eingebettet in ein Stadt-Environnement, welches das Gemüt des metropolitanen Menschen dort abholt, wo es in der Regel seine Prägung her hat: in der Provinz. So erklärt sich auch, dass traditionalistische Architektur die neuesten der neuen Städte um Paris charakterisiert. In zwei bis drei Generationen wird möglicherweise – entsprechend der Absicht der Urbanisten – die Einwohnerin oder der Einwohner von Créteil oder St. Quentin oder Cergy-Pontoise auf die Frage "Are you a native?" ohne Zögern antworten: "Yes, I am".

Superlative für die Identifikation...

...und Provinzielles fürs Gemüt